Zeitschrift: Brugger Neujahrsblätter
Herausgeber: Kulturgesellschaft des Bezirks Brugg
Band: 98 (1988)

Artikel: Mosaik eines Lebens
Autor: Kuhn, Walter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-900716

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Walter Kuhn
Mosaik eines Lebens

Im Sommer 1977 verbrachte der Zeichenlehrer und Maler Walter Kuhn einige Zeit in der Provence und in Andalusien, um vom Schulehalten und von seiner hiesigen Existenz Distanz zu gewinnen. An vertrauten Orten in Südfrankreich, später im spanischen Conil hat Walter Kuhn, im Vorfeld seines 60. Geburtstages, Zeit für sich selbst gefunden, hat skizziert, gemalt, lange Spaziergänge unternommen, bei einem Glas Roten mit Einheimischen über Gott und die Welt gesprochen und einen Bericht über sich selbst verfasst, ein «ad me ipsum» mit 60 Jahren. Ohne Maske und Verstellung tritt darin der Maler und Lehrer Kuhn vor den Leser und spricht von seinem Leben, von Kindheit, Schule und Älterwerden, von Beruf und Familie, von Malern und seiner Malerei, von Ängsten und Hoffnungen, von seiner Zukunft. In diesem Text kreuzen sich viele Strahlen, nie wird er abstrakt, bleibt immer sinnlich-anschaulich, man spürt das Aroma der Provence, sieht das andalusische Licht. In diesem Text ist alles gegenwärtig, auch wenn viel Vergangenes eingeholt und viel Zukünftiges mitbedacht wird, denn nichts ist schwer, obwohl das Erinnern manchmal schwer fällt, nichts ist belastend, obwohl die Zukunft auch im Zeichen der Angst steht. Und bei aller Melancholie, die diese Aufzeichnungen grundieren, wird die Liebe zum Leben immer wieder deutlich als ein Vertrauen in das Kreatürliche, in die Landschaft der Provence und des Aargauer Juras, in alte Bäume, kahle Felsen, einsame Gehöfte. «Sich schreibend auf die Schliche kommen»: mit seinen Aufzeichnungen erreicht Walter Kuhn das selbstgesteckte Ziel, aber auf freundliche, nicht selbstquälerische, auf selbstkritische, nicht wehleidige Art.

Den Lesern des Brugger Neujahrsblattes ist Walter Kuhn ein alter Bekannter, verschiedentlich sind von ihm Holzschnitte, auch Texte erschienen, und für die Ausgabe zum Stadtjubiläum hat er das Titelblatt gestaltet: die Brugger Altstadt in der Manier alter Holzschnitte, mit warmen Farben wohlwollend koloriert. Brugg ist die Jugendwelt seiner Frau, sein Schwager, Heinrich Süess, der letzte Bauer im Altenburg. Wir haben für das diesjährige Neujahrsblatt einen Auszug aus den umfangreichen Aufzeichnungen zusammengestellt, ergänzt und erweitert um die Holzschnitte, die Walter Kuhn zehn Jahre später zu einzelnen Passagen geschaffen hat.

Blick auf Brugg *Aquarell 1987*

Jurawege, Wege in Südfrankreich, Gewohntes und Vertrautes. Immer wieder suche ich die gleichen Orte, stelle dort meine Staffelei auf und bringe die gleichen Motive heim. Noch nach Jahren finde ich Farbtuben zwischen Steinen und Mallappen in den Dornen. Es ist nichts Ausserordentliches, was mich die immer gleichen Gegenden aufsuchen lässt. Ich entschliesse mich schwer zu Neuem, verändere ungern Gewohntes. Vor lauter Unentschlossenheit hetze ich mich in Schweiss, setze mich endlich verärgert irgendwo hin und denke, am andern Ort wäre es besser gewesen. Dort läge sicher eine Flasche mit verwaschener Etikette. Wie oft habe ich geschworen, das letzte Mal die Fahrt in den Süden gemacht zu haben, und heute freue ich mich erneut darauf. Ich grüsse die schwarzen Landstrassendörfer und fahre auf der N 13 das Rhonetal hinunter. Orange und danach links ab in die Hügel.

Holziken, Vorort von Schöftland. Mein jüngster Sohn wird dort im Frühling seine Lehre auf der Gemeindekanzlei antreten.

Ich kenne das Dorf von Kind auf, die Kiesgruben und den alten Gasthof. Ich dachte dort bei einem Kaffee-Träsch an die Gruben, an die Wasch- und Brechmaschinen. Die Dächer der Maschinenhäuser werden brüchig. Von oben fallen Tonnen von Lehm und Kies in die Schlammbecken. Ein Stein zerschlägt ein paar Ziegel, Schuttgeriesel . . .

Wochen vergehen, ohne dass ich etwas Sinnvolles getan hätte. Schuttgeriesel. Kaum ein anständiges Bild gemalt, abgekratzt. Dann entsteht wieder eine kleine Serie, aber das halbe Jahr ist um. Ich könnte leben ohne zu malen, ohne zu unterrichten. Aber am Morgen hetze ich mich erneut wieder nach Wettingen. Ich trage das Mahnwort meiner Mutter tief in mir, dass Nichtstun unglücklich mache. Ich glaube ihr das.

*

1/10 W Kuhn Pf.

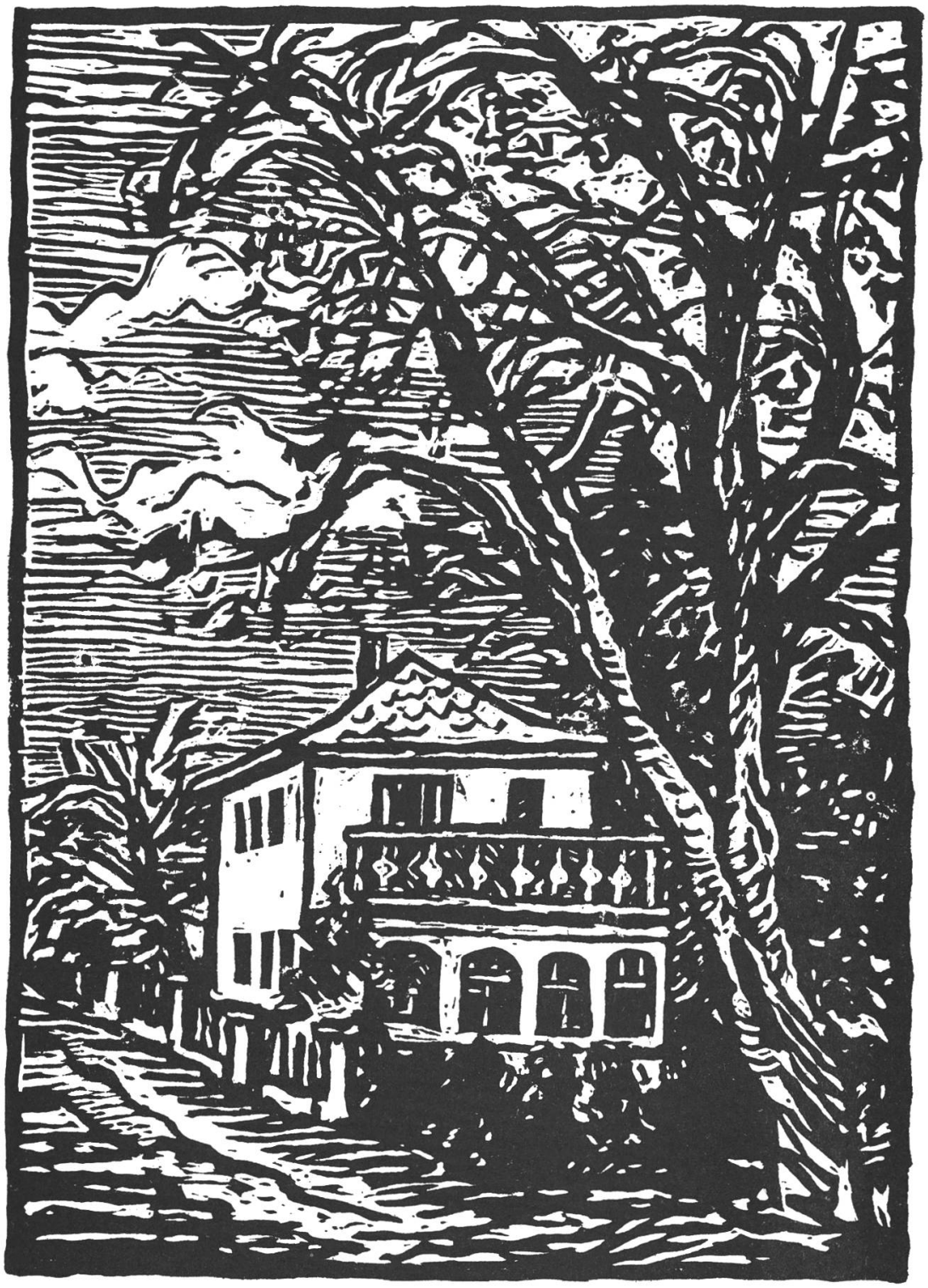
Ich bin ein Autodidakt. Die Schule hat mir nicht viel anhaben können. Ich floh sie von der ersten Klasse an. Oft staunte ich über mein Fremdsein in der Gesellschaft. Ich floh vor Lehrern und Mitschülern und fühlte mich zu Hause hinter der Thujahecke wohl. Meine Lehrer an der Kunstgewerbeschule haben mich überschätzt. Ich muss etwas an mir gehabt haben, was mich ihnen wert machte. Sie schenkten mir viel Zeit, ermunterten mich zur Arbeit, gaben mir Anregung und Mut und halfen mir damit, meine Zaghaftigkeit und schleichende Angst vor Ungenügen zu überwinden. Ich entwickelte einen persönlichen Stil, den ich wieder verlor. Erst sehr spät kam ich wieder zu mir selber.

Ich war im Grunde immer ein Wildling und liess mir nur schwer Schulisches aufpfropfen. Ich litt darunter und zweifelte an meiner Begabung. Hätte ich nicht eine aussenseiterische Spontaneität in mir gehabt, so wäre ich kaum über dilettantisches Machwerk hinausgekommen. Ich sah später Werke meiner Lehrer und fühlte darin eine Leere hinter akademischer Korrektheit. Sie waren begabt, kannten keine falsche Linie. Ihre Bilder schlossen sich harmonisch, keine Farbe tanzte aus der Reihe.

Ich quälte mich mit meinen Versuchen herum, deutete vieles auf meine Weise falsch und suchte im Falschen nach dem Richtigen, war unsicher, oft verzweifelt, so dass mir vor der Kunst graute. Ich schwänzte den Unterricht und lief in den Strassen Zürichs herum, hatte ein schlechtes Gewissen, wenn ich mich in Kinos und dubiosen Lokalen verbarg. Im Zug mimte ich den fidelen Kunststudenten und daheim den fleissigen Sohn. Dieser Zustand höhlte mich aus. Zürich war eine elende Zeit.

Im weiteren habe ich mich durchgemausert. Es muss ein guter Geist in mir gewohnt haben, der mich vor dem letzten verzweifelten Schritt bewahrte.

*



1/10 Schönenwerd Ostnosse 52 Wilhelm 87.

In sich gefangen sein ist die ausbruchschwierigste Gefangenschaft. Würde man den Fluchtweg kennen, begäbe man sich nicht hinein. Es ist wahrscheinlich, dass man sich selber gefangen hält, um sich abzusichern, ähnlich einem Stromer, der sich auf den Winter hin beim Klauen erwischen lässt und bei freier Kost und an der Wärme hinter Gittern die harte Zeit übersteht. Wenn Menschen sich in die Arbeit flüchten, sich in endlose Betriebsamkeit stürzen, keine müssige Stunde ertragen, pedantisch Ordnung halten, so sind diese Handlungen Ablenkungsmanöver von sich selber. Sich selber erkennen, die Scheinheiligkeit ablegen und von Grund auf das Leben überdenken, ist ein Ratschlag, dem schwer zu folgen ist. Suche einen neuen Weg, und sei es ein bescheidener Feldweg, fange neu an. Ich versuche es hier im Süden.

Ich stelle mein Auto unter einen Eichenbaum, überquere das Rebfeld und strecke mich im Wintergras aus. Ich nehme mir Zeit, die Gegend zu betrachten, Farben zu lokalisieren, im felsigen Hügel das eigenartige Staubgrün zu finden, ich brauche es nicht zu malen, speichere es und suche dafür ein Wort. Es ist ein Spiel, ein Bild mit Worten zu malen. Es gibt Dichter, die bessere Maler als die Impressionisten sind. Aus ihren Sätzen blinken Landschaften voll reichster Farbigkeit. Es sind vor allem jene, die das in einer einfachen Sprache tun.

Ich bin zuversichtlich, einen Weg ins Freie zu finden und aus meiner Gefangenschaft auszubrechen.

Ich denke an mein vergangenes Leben und wende ihm meine Gedanken zu. Ich verweile eine Zeitlang im Elternhaus in der Schönenwerderstrasse Nr. 52 in Aarau und dort zuerst bei meinem Vater, den ich mehr und mehr verstehe. Er war ein Gefangener und versuchte spät, mit sechsundachtzig Jahren, auszubrechen.

1/6 Eiche Bergal W. Kuhn 87

Correns ist ein Dorf fünfzehn Kilometer von Barjols entfernt. Auf halbem Weg folgt die Strasse einem kleinen Fluss. Beidseits erheben sich Felswände, mit zerzausten Föhren bewimpelt. Der Fluss fliesst munter dahin, verweilt in kleinen Buchten, schiesst durch Felsrinnen, dreht sich um Baumstrünke, um endlich würdevoll unter der Dorfbrücke durch dahinzuströmen. Grün und blankäugig. L'Argens – der Silberfluss.

Das Dorf liegt in einer Mulde. In der Mitte ist ein Hügel mit einer zerfallenen Burg. Die Strassen sind sauber, freundlich die Häuser. Hier habe ich endlich ein einigermassen anständiges Bild gemalt.

Ich bin heute Sonntag wieder hingefahren, um zu lesen und einen Brief zu schreiben. Ich sass in einem verwilderten Garten neben einem zerbrochenen Haus. Schwertlilien, Hummelorchis, Flieder, Fettkräuter und Graslilien. Eine Linde mit erstem Grün. Ich schaute auf das Dorf hinunter, das aus dem Boden gewachsen scheint. Rebfelder im weiten Rund von terrassierten Hügeln, von Olivenbäumen gesäumt. Und da sitze ich zwischen violetten Schwertlilien unter einer Linde und denke an meine Geschwister. Ich suche in der Mottenkiste nach ihren Röcklein und kurzen Hosen, den Strümpfen und den genagelten Schuhen. Es ist nichts mehr in der Kiste drin. Der Kram würde auch nicht mehr zu Bruder und Schwester passen. Ich kenne sie kaum mehr. Wir brauchten uns nicht und verloren uns. Ich erinnere mich noch an das Buhlen um die Gunst der Schwester oder des kleinen Bruders. Immer hielten zwei zusammen, der dritte spielte den bissigen Hund. Ich sehe die Mutter, wie sie meiner Schwester die Brust gibt. Zum Spass spritzte sie mir manchmal ins Gesicht. Die Schwester war rothaarig und dick, ich liebte sie und war eifersüchtig auf Vater, weil die Kleine ihn lieber mochte. Ich wurde störrisch und machte auf Photos ein einfältiges Gesicht, was Vater ärgerte.

Felsen an der Argent 1/6 W. Kuhn 87

Ich sitze im Süden Frankreichs, in diesem herrlichen Garten, und ackere in ihm herum, plage mich mit seiner Schönheit ab. Dass die Kirschen erfroren, die Nussbäume schwarz sind, dass der Rebensaft, der aus den Schossen quillt, zu Eis erstarrt, geht mir nahe. Ich hoffe, wie die Leute hier, dass endlich die Tage milder werden.

Zwei Tage und zwei Nächte hat es geregnet. Eine Nacht lang schlugen Donner und Blitz pausenlos in das Tosen der Wasser. Durch die Schlucht beim Château Vert wand sich eine braune Flut und über die Felsen stürzten Wasser, fielen auf die Rebfelder und rissen die Erde von den Weinstöcken.

Den Schirm zwischen die Arme gedrückt, kratzte ich einen Tag lang in einer Kupferplatte. Ich hatte einen Viertel Weissen im Kopf und spürte Regen, Wind und Kälte nicht. Im Grunde geht es nicht um diese anstrengende Arbeit, es geht um das Abenteuerliche dabei: Wie mein Schwager sich über das Wochenende in die Felsen des Gebirges verbeisst, verbeisse ich mich in eine Landschaft. Er mit seinem Pickel, ich mit meinem Stichel. Beidemal geht es um etwas Hartes: Stein und Kupfer.

Zwei Regentage, lange Tage, wenn man sie im Freien verbringt. Ich spüre, wie ich in eine freie Zeit hineinwachse. Gibt es etwas Schöneres, als Zeit zu vergessen. Ich werde ein Müssiggänger, aber mein Hochgefühl wird durch einen Traum gedämpft. Nicht dass er etwas Beunruhigendes gehabt hätte, die Gedankenkette, die sich anhängt, versetzt mich in eine staubige Amtsstube mit Beamten, die über mein Daseinsrecht entscheiden. Vergessen mein freiheitlicher Höhenflug . . . Die Beamten tragen grau- bis schwarzglänzende Berufsblusen und gleichen Käfern. Es sind auch gepanzerte Wesen. Ihr bisschen Menschentum haben sie am Morgen in den Kleiderkasten gehängt. Selber betrachtet man sie als Automaten, setzt den arschigsten Kopf auf und redet in Kurzsprache.

Vater wehrte sich gegen die Maschinerie des Beamtentums. Er mobilisierte dagegen seine Liebhabereien, suchte aber auch im Amt aus der Routine auszubrechen und seiner Arbeit Sinn zu geben.

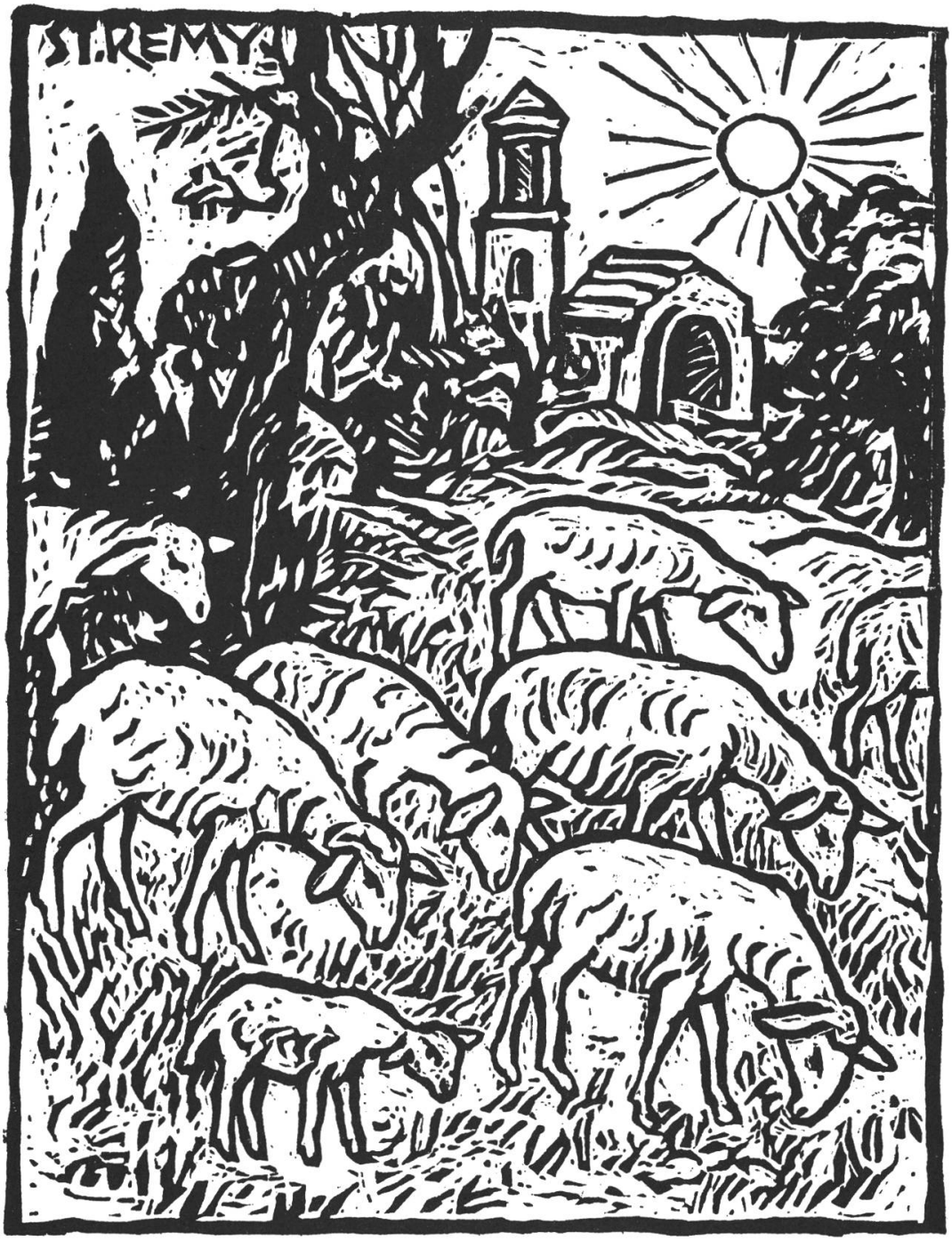
1/6 Regen in Bengal W. Kuhn 87

Es gibt in St. Rémy einige Buchläden, einige Souvenirläden. Sie überquellen von süssem Brauch- und Trachtentum vergangener Tage. Da hat es unter anderem Tonfigürchen in zierlich geschneiderten Kostümchen, Miniaturkrüglein, Pfännchen ... Die Miniaturwelt entsteht in verschiedenen Ateliers, es sind die Santons, erkennbar am Ausdruck der Gesichter, alle haben ihr freundlich provencalisches Lachen, sie sind allesamt alt und runzelig und tragen schwarze Tellerhüte und Spitzenhauben. Ich habe noch niemanden eins dieser Figürchen kaufen sehen. Aber sie verstauben in allen besseren Stuben, also hat man sie doch gekauft. So fremd sind sie der Zeit nicht. Die Leute hier reden noch die alte Sprache unter sich, ihr Provençal, kaum mehr das reine von Mistral, es wird auch je nach Gegend verschieden sein.

Die Frauen kochen noch gleich wie zur Zeit ihrer Grossmütter und mit viel Hingabe. Neben Knoblauch und Olivenöl brauchen sie Rosmarin und Thymian. Man kauft Fleisch, Fisch, Gemüse auf dem Markt und in kleinen Läden, wo man gerne wartet, um zu tratschen. Das Essen wird zum Ritual, man sitzt sonntags stundenlang am Tisch, der Kaffee wird erst gegen Abend getrunken und so gleitet man sanft ins Nachtessen hinüber, das immer mit einer Suppe beginnt. On va à la soupe, wie man sagt. Zum Essen gehört fröhliches Schwatzen, mehr des Klanges als des Inhaltes wegen. Es ist sozusagen das Orchester, ein winziger Anlass genügt, um es zum ohrenbetäubenden Brausen, einem saalfüllenden Lärm aufflammen zu lassen. Also da stehen die Santons mit ihren Töpflein und Gewürzmörsern schön farbig glasiert, man mag darüber lächeln. Die Grillen, diese scheuen, schreckhaften Insekten, die pausenlos den Tag durchgeigen, die unsichtbar getarnt in den Bäumen sitzen, gehören zum Duft der Sonne. Sie ermahnen die Menschen, dass es neben der Arbeit noch etwas anderes gibt, eben das Nicht-Arbeiten, die Geselligkeit. Das Stehen an der Bar, das Gespräch und die Zigaretten aus dem blauen Päcklein.

Ich glaube jedesmal, wenn ich aus Frankreich zurückkomme, französisches Lebensgefühl mitzunehmen, ich verliere es aber bald. Vielleicht aber liegt es in anderer Form in mir, ich kann eben nicht einfach Franzose sein.

(Und dies schreibe ich um drei Uhr morgens, also ein Geplauder mit mir selber, damit mir das Wachliegen nicht zu lange wird.)



1/6 W Kuhn 87.

Andalusien wurde mir in kurzer Zeit wieder vertraut wie der Jura. Vieles sah ich neu und anders, aber beim Malen kamen mir doch die Erinnerungen in die Quere. Ich bin von mir selber etwas abgeschweift und habe den Problemsack irgendwo vergessen. Ich fühle mich frei. Conil erscheint mir in neuem Licht, in einem andalusisch hellen, durchscheinenden, vom Meer überspiegelten Licht. Ich stelle fest, dass der Schatten einer Fassade die Farbe des Himmels hat, das reisst mich in eine neue, farbige Welt hinein.

In Worten könnte ich das Vibrieren des Lichts einfacher ausdrücken. Die Phantasie ist kein festes Gebilde, sie hat Flügel. Der Pinsel aber schleicht mühsam über die Leinwand und lässt eine zähe Fährte hinter sich. Ich glaube, dass ich mich ungehemmter bewegen muss, mit freundlichem Schwunge, mit dem Pinsel plaudern, nichts Druckfertiges machen. So bekommen die Bilder vielleicht mehr Gesicht mit Mimik. Das Gesicht kann heiter, düster, lachend, voll Zorn, gleichgültig, träumerisch sein.

Heute ist Sonntag, ein Coniler Sonntag. Die Sonne schiesst in den Himmel, wirft lange Schatten über den Strand und verwandelt jede Muschel in einen schwarzen Ast. Ich gehe den Strand entlang, sehe die feingeschriebenen Linien, die auslaufende Wellen in den Sand zeichnen. Das versickerte Wasser der Flut macht ihn durchsichtig. Er besteht zum grossen Teil aus zermahlenen Muscheln. Muschelkies, grob und fein geschottert, am Wellenrand ist der Sand wie Sammet. Da liegen im unberührten Zauber Plastikbecher, Puppenbeine und Flaschendeckel, hin und wieder auch bis zum Bauch im Sand steckende Weinflaschen, halb mit Sand gefüllt. Ich hebe eine Muschel auf, finde eine noch schönere, lasse beide fallen und greife nach einer noch schöneren . . . Ich reibe den Sand von den Fingern und gehe weiter.

16 strandhütten Conil W Kuhn 87.